

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Gustav Flaubert/Maxime Du Camp
Über Felder und Strände

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

KAPITEL I

Am 1. Mai 1847, morgens um halb neun, haben die beiden Monaden, deren Verbindung dazu dienen wird, die folgenden Bögen zu schwärzen, Paris mit dem Ziel verlassen, zwischen Farnkraut und Ginster oder auf den weiten Sandstränden am Meeressaum unbeschwert Atem zu schöpfen. Sie hatten keinen anderen Ehrgeiz, als nach einem von Wattewolken geflockten, klaren Stück Himmel zu suchen oder auf der Rückseite einer weißen Klippe, versteckt unter Stechpalmen und Eichen, zwischen Fluss und Hügel, eines jener armen kleinen Dörfer zu entdecken, wie sie noch zu finden sind, mit Holzhäusern, Wein, der die Wände hochkrankt, Wäsche, die auf der Hecke trocknet, und Kühen an der Tränke.

Auf ein andermal, auf später die großen Reisen um die Welt, auf dem Rücken von Kamelen, auf türkischen Sätteln oder unterm Baldachin auf Elefanten; auf ein andermal, wenn es denn je dazu kommt, das Schellengeläut andalusischer Maultiere, die verträumten Wanderungen in der Maremma und die Melancholien der Geschichte, die mit dem Dunst der Morgendämmerung aus der Tiefe jener Horizonte aufsteigen, wo sich die Dinge zugetragen haben, die man sich aus alten Büchern zusammenspinnt.

Heute ziehen wir los, ohne ihn allzu sehr aufzugeben, den Platz am Kamin, wo man seine Pfeife und seine Träumereien zurücklässt, um sie fast warm noch wiederzufinden, und, ohne die geringste Qual von Abschiedsschmerz, mit Rucksack, Nagelschuhen an den Füßen, Knotenstock in der Hand, Rauch auf den Lippen und Grillen im Kopf querfeldein zu laufen, um in Herbergen in großen Himmelbetten zu schlafen, wenn es

gerignet hat unter den Bäumen die Vögel singen zu hören und sonntags die Bäuerinnen mit ihren hohen weißen Hauben und ihren dicken roten Röcken unter der Kirchentür aus der Messe kommen zu sehen, und was noch? gewiss, um sich das Fell zu verbrennen und vielleicht, um sich Flöhe einzufangen?

So kam es denn, dass zwei vernunftbegabte Wesen (Definition des Menschen in Büchern) sieben Monate lang über Muster, Farbe, Form, Ausführung und passende Zusammenstellung folgender Dinge nachgedacht haben, als da sind:

Ein Hut aus grauem Filz;

Ein Stock für Pferdehändler (eigens aus Lisieux gekommen)

Ein Paar derbe Schuhe (weißes Leder, Nägel in Form von Krokodilzähnen)

dito aus Lackleder (Stadtkostüm für diplomatische Besuche, wenn sich welche ergeben, oder für Fahrten nach Paphos, falls uns zufällig die Gänse jener göttlichen Schönheit im Wagen der Göttin entführen sollten)

Ein Paar Ledergamaschen (passend zu den derben Schuhen); dito aus Tuch (um an Lackschuhtagen unsere Socken vor Staub zu schützen);

Eine Leinenjacke (Stallburschenschick)

Eine Leinenhose (ordentlich weit, um in die Gamaschen gesteckt zu werden)

Eine Leinenweste (deren eleganter Schnitt die Gewöhnlichkeit des Stoffes ausgleicht)

Dazu füge man den gleichen Anzug noch einmal aus Tuch, außerdem ein vorzügliches Messer, zwei Feldflaschen, eine Pfeife aus Holz, drei seidene Hemden, was ein Europäer so für seine Tagespflege braucht, und dann hat man das Drum und Dran, in dem wir in der Bretagne aufgetaucht sind, in dem wir ein paar Wochen lang bei Sonne und Regen gelebt haben: über einen Anzug für den Ball wurde nie liebevoller nachge-

dacht, und ganz sicher wurde er nie mit so wenig Bedenken getragen.

Die Kanone donnerte, um den König zu feiern, die Nationalgarden schickten sich an, in ihrer Uniform das Kinn zu recken, und die Zündmeister der fürstlichen Verwaltung bereiteten ihren Talg für die abendliche Feierlichkeit vor, als wir nach dem Abschied von unseren beiden Freunden Fritz und Luigi in unseren Eisenbahnwagon stiegen; der Schlag wurde geschlossen; das eiserne Biest schnaubte wie ein ungeduldig stampfendes Pferd, und wir fuhren ab.

Wenn man sich früher vom einen Ort zum anderen begab, sei es im Wagen oder mit dem Schiff, hatte man Zeit, etwas zu sehen und Abenteuer zu erleben: eine Reise von Paris nach Rouen konnte ein Buch ergeben. Ich kannte Leute, die in ihrer Jugend drei Tage dafür brauchten: am ersten übernachtete man in Pont-de-l'arche, am zweiten in Meulan, und man schätzte sich glücklich, wenn man am dritten rechtzeitig zum Souper in Paris angelangt war. In einem alten Reiseführer für Frankreich, erschienen gegen Ende der Herrschaft von Henri IV, lese ich: »Um von Rouen nach Dieppe zu fahren, geht die Post dreimal die Woche: man ist einen Tag unterwegs; zu Mittag speist man in Totes, wo man drei Stunden Aufenthalt hat.« Die Männer, die jetzt Räuber und Gendarm spielen, und die Frauen, die im Garten ihren Puppen das Diner servieren, werden nur vom Hörensagen wissen, dass dies die Postkutsche war, mit ihrem Kondukteur in pelzbesetzter Jacke und mit den Postillons im Kittelhemd, die von ihrem hohen Bock ihren lauten Ruf erschallen ließen. Sie werden an die Rotunde und die Plätze unterm Verdeck denken, an die Poststationen, wo die schmutzigen, dampfenden Pferde bei ihrer Ankunft an Ringen in der Wand angebunden werden, so wie wir von einstigen Herbergsnächten träumen, mit der Verwechslung der Betten, den auf den Fluren ausgeblasenen Ker-

zen, dem Lärmen der Dienstboten, dem fluchenden Wirt, der schimpfenden Wirtin. Wo sind sie nun, die schlammbe-spritzten Karrossen und die Damen in großem Staat, die auf dem Rückweg zu ihren Schlössern in den Schlamm stürzten? Denkt man nicht allein bei dem Wort Postschiff von Auxerre an Monsieur de Pourceaugnac, der mit seinen zu kurzen Knie-hosen, seinem Anzug der vergangenen Regimes und seinem Akzent aus dem Limousin nach Paris aufbrach? Hätten wir die zauberhaften Seiten von Chapelle oder Bachaumont, wenn die Herren Gouverneure und Bauern, statt in den behäbigen Wagen ihrer Freunde von Provinz zu Provinz zu ziehen, von Eisenbahn oder Dampfschiff befördert worden wären?

Alles, was wir also von Paris bis Blois gemerkt haben, war, dass die Strecke, so kurz sie währte, immer noch zu lange dau-erte, gereizt wie wir stets von dieser sterilen Art der Fortbewe-gung sind, und im Übrigen äußerst gelangweilt durch die Ge-sellschaft zweier Getreidehändler, großer Schwätzer, großer Spötter, wahrscheinlich neureicher und sehr selbstzufriedener Leute. Der eine, mit Orden behängt, jovial, fett, dicklippig, mit beachtlicher Kragenweite und grober Stimme, repräsentierte den unerschrockenen Wucherer, den Spekulanten großen Stils, der Bürgermeister seiner Gemeinde ist, Abgeordneter seiner Stadt sein wird und später, ganz wie andere auch, Minister, während sein Nachbar, ein kleiner, dünner Mann mit faltigem Gesicht, verkniffenem Mund und vorspringender Nase, der mit einem zufriedenen und tückischen unsäglichen Lächeln Wei-zenproben in der hohlen Hand hüpfen ließ, eher wie der räu-berische und heimliche Händler aussah, der hartnäckige Arbei-ter, der noch den Sack flöht, aus dem er die Taler genommen hat, der unersättliche Mensch, der das Geld um des Geldes willen liebt und um des Handels willen vom Handel besessen ist: eine menschliche Spezies, die heute sehr verbreitet ist und nach Weinbergen trachtet, ohne deren Wein trinken zu wol-

len! Neben uns gab es noch einen armen Engländer, krank und hinkend, der mir von einem anderen Metall als dem von Silberlingen zerfressen schien: seine Enkelin mit hässlichem Gesicht, das jedoch einen bereits reifen Ausdruck besaß, wie im Allgemeinen bei Kindern, die keine Mutter haben, las Vaudevilles vom Palais-Royal und vom Gymnase, um sich mit Sprache, Sitten und französischer Lebensart vertraut zu machen.

In Orléans bekamen wir Monsieur Berryer zu Gesicht, der im Büffet saß und sich die breite Brust füllte, und wir nahmen zwei liebenswürdige junge Leute auf, die wohl zu irgendeinem Verwaltungszweig gehörten. Der eine unterschied sich vom anderen wie der Dummkopf vom Blödian und wie die Null vom Hohlkopf.

Die Erinnerung an die Dichterjugend, die in Blois verlief, überfiel uns gleich beim Hineinkommen. Als wir durch diese von Stille erfüllten, verwinkelten Gassen gingen, dachten wir daran, dass auch er dort vor ungefähr zwanzig Jahren umherwanderte und wie wir eines dieser Häuser betrachtete, um seine Marion de Lorme dort anzusiedeln, und wir fragten die Luft, die Bäume, die Mauern, dieses irgendwie Dauerhafte und Unverwechselbare, das an einem Ort herrscht und sein Kolorit und seine Seele bildet, nach dem Geheimnis der ersten Blüte des großen Mannes, als seine Dichtkunst in den unbetitelten Versen seiner ersten Sammlungen von üppigen, wie Lianen schwebenden Strophen überquoll, ihre Metaphern aufgehen ließ wie Sonnen und in vielfältigen Rhythmen und unaufhörlichen Harmonien erbebte. Wie viele zu Werken gewordene Ideen sind an dieser Ecke, an diesem Fluss, unter diesem Baum, bei Morgentau im Grünen oder an Sommerabenden entstanden, an jenen schönen Abenden, die glühend und traurig sind wie die erste Liebe, wenn der Himmel von langen Streifen überzogen ist und Fliegenschwärme in der Luft kreisen wie goldene Räder.

War es das, was uns an BLOIS entzückt hat? Gibt es nicht außerdem neben der Bahnstation eine Ulmenallee mit prächtigem, dichtem Blätterdach, mit dicken Ästen, die sich eigens unten verzweigen, als sollte dort der Futtersack aufgehängt werden: richtige Ulmen des XVIII. Jahrhunderts; breit gewachsen, damit man darunter tanzt zum Geigenklang des Spielmanns, der auf ein Fass steigt und laut den Takt stampft, während die Röcke im Wind fliegen, die gepuderten Locken sich lösen und die Burschen die Mädchen um die Taille fassen, die vor Schreck auflachen und vor Freude außer sich sind.

Die Straßen von Blois sind leer; zwischen den Pflastersteinen wächst Gras: zu beiden Seiten ziehen sich lange graue Mauern hin, die große Gärten einfrieden, durchbrochen von irgendeiner versteckten kleinen Tür, die sich dem geheimnisvollen Besucher nur nachts zu öffnen scheint; man spürt, dass hier alle Tage gleich verlaufen müssen, dass sie in der stillen Eintönigkeit der Kirchturmuhren voll köstlicher Melancholien und erregender Sehnsüchte sein müssen. Nur zu gern ersinnt man für diese friedlichen Wohnsitze irgendeine bedeutsame, große Herzensgeschichte, eine krankhafte Leidenschaft, die bis zum Tode anhält: die bezwungene Liebe einer frommen alten Jungfer oder sittsamen Frau; unwillkürlich bringt man dort, wie an der für sie richtigen Stelle, irgendeine bleiche Schönheit unter, mit langen Nägeln und zarten Händen, eine sich kühl gebende Aristokratin, verheiratet mit einem Dummkopf, einem Geizkragen, einem Neidhammel, der an der Schwindsucht stirbt.

Diese Gedanken, die uns später in Amboise, Chinon und in den anderen Städten der Touraine wieder kamen, haben uns darauf gebracht, uns zu fragen, ob Monsieur Balzac, der aus dieser Gegend stammt, hier seine Heldinnen aufgetan hat; ob er am Ende hier seine Frau von dreißig Jahren entdeckt hat, diese unsterbliche Schöpfung! der Antike fremd wie das Chris-

tentum, auf dem sie fußt, und eine, die ich mehr schätze als die meisten Kreationen moderner Machart (Streichhölzer und das kalte Hühnerfrikassee von Tortoni nehme ich allerdings davon aus). Aus dem, was man als nicht mehr brauchbar weggeworfen hat, neue Schätze an Darstellung und Gefühl ausgraben, im Universum der Liebe einen neuen Kontinent entdecken und Tausende von Menschen, die sich daraus verstoßen sahen, zu seiner Nutzung auffordern, ist das nicht geistreich und erhaben? Die Ausübung eines Geschlechtstriebes verlängern, bedeutet das nicht beinahe, einen weiteren zu erfinden? Und welche Begeisterung wir sahen! das war wie die Entdeckung Amerikas: statt entlassener Routiers und bankrotter Juden, die herbeieilen, um dort ihr Glück zu machen, hat sich eine Menge auswegloser Gefühle und immer noch robuster Dekadenzen mit Inbrunst auf diesen großen Fund der Frau von dreißig Jahren gestürzt. Erst wurde geschwärmt, dann kam die entgegengesetzte Reaktion; doch später wird man dazu zurückkehren, wie zu allem, was gut ist, wie zum System von Galilei und zu langen Westen. Man wird sehen, was man nur flüchtig wahrgenommen hat; man wird ergründen, was man nur gestreift hat: die Mine ist noch neu, die Ader tief: vorbereitet durch diese Frage ergeben sich weitere daraus folgende, die nur noch einen großen Moralisten und großen Künstler brauchen, um ans Licht gebracht zu werden, und deren ganze Wichtigkeit und Bedeutung mir so gut von meinem berühmten Freund Pradier erklärt worden sind, so zum Beispiel die Frage des *lyrischen Busens*.

Was unser Rätsel von eben angeht, so ist es mit dem Einfluss der Orte auf die Bücher und dem der Bücher auf die Orte wie mit dem Rätsel von Henne und Ei: Hat die Henne das Ei gelegt oder das Ei die Henne geschaffen? Sind es die Bücher von Balzac, die mich in den Straßen von Blois darüber nachsinnen ließen, was dort geschieht, oder war, was dort ge-

schieht, der Anlass für die Bücher? Hat Gott oder hat der Mensch die Dinge so gefügt, wie wir sie sehen?

Aufs Geratewohl durch eine dieser verlassenenen Gasen schlendernd, in der am Ende ironischerweise zufällig das rot gestrichene Schild einer Modistin prangte, stießen wir auf einen schmalen Gang, der in eine Art Sackgasse führte, in der die Apsis der Kirche Saint-Nicolas liegt. Ein finsterner und durch seine Asphaltierung übelriechender Ort. Alles ist schwarz: der Stein, der Boden, selbst das Kolorit der Luft: er hat den strengen und unfreundlichen Aspekt eines Priestergewandes. Schön ist er in seiner Nacktheit, Rohheit und Brutalität. Auf dem Platz, im hellen Sonnenschein vor dem Portal, waren Maurer beim Steineklopfen. Große Levkojen klammerten sich an die romanischen Kapitelle und stachen mit ihren fröhlichen Gelbtönen von der dunklen Farbe des alten Gebäudes ab. Wild in freier Luft wehend, waren sie nur da, um zu zeigen, wie hübsch sie waren.

Auf der Nordseite des über gewaltigen Mauern aufragenden Château de Blois hat eine Galerie mit doppelten Arkaden eine zauberhafte Wirkung. Dort war das Schlafzimmer von Henri III; daneben liegt sein Betzimmer, ein Zufall, der an sich nichts Seltenes hat, hier aber beeindruckt, bei dieser Seele, wo die Wollust sich durch Religion schärfte und die Neugier sich an der Angst entfachte. Als wir durch ein gewundenes Gewölbe gegangen waren und den Platz überquert hatten, traten wir in den Innenhof des Schlosses. Dort herrschte große Freude: die Garnison hatte für jeden Mann eine Flasche Wein erhalten, die Soldaten trugen Krüge, die mit einer blauen Flüssigkeit gefüllt waren, und schickten sich an, sie auf die Gesundheit des Monarchen zu trinken, dessen Geburtstag ihnen dieses Vergnügen bescherte. Der Schlosshof ist ein Quadrat. Die Torseite aus der Zeit von Louis XII hat nur ein einziges Stockwerk mit einer von kurzen Säulen getragenen Galerie, überzo-

gen mit Rauten und überall mit der Cordelière von Königin Anne und dem Wappen der Bretagne geschmückt. Die linke Seite (Süden), aus etwas früherer Zeit, wurde nicht fertiggestellt; sie ist schlichter in ihren Ornamenten, strenger, weiter in ihr Mittelalter zurückgezogen. Gegenüber sticht davon auf scheußliche Weise ein unglaublich geistloser Haupttrakt ab, ein Bau von Louis XIV mit seinem Klassizismus und dessen nüchternem Stil, der schlechter Stil ist; doch neben ihm glänzt und leuchtet groß aufgemacht die schöne Architektur des XVI. Jahrhunderts, die der guten Epoche, bevor der attische Pilaster überhandnahm und die Renaissance in Maria de Medicis griechischer Unart verflachen sollte. Über diesem Haupttrakt sind die beiden köstlichsten Treppen der Welt angebracht, durchbrochen wie Spitze, ziselirt mit einem kräftigen Meißel und ganz filigran, wie die hohen Halskrausen der großen Damen, die vor dreihundert Jahren ihre Stufen hinaufstiegen. Im Erdgeschoss sahen wir den Saal, wo 1588 die drei Stände tagten. Darunter war ein Edelmann aus der Gascogne, gesandt vom Adel von Bordeaux. Ich denke, er wird sich nicht besonders beteiligt haben an den Auseinandersetzungen, die unter diesen Holzgewölben ertönten. Abseits sitzend in seinem eleganten schwarzen Gewand und mit einer Reitgerte spielend, die er immer bei sich trug, meditierte er gewiss über irgendeiner Passage von Sallust oder irgendeinem Gedicht von Lukan, an die ihn die gegenwärtigen Umstände erinnerten. Leidenschaftslos unter all diesen lautstarken Leidenschaften, ohne jeden Glauben neben so vielen unerschütterlichen Überzeugungen, war er dort gleichsam das Symbol für das Bleibende neben dem Vergänglichen. Sein Name war Michel de Montaigne.

Außerhalb des Schlosses sah ich auf einer Plattform, auf der man die ganze Stadt, die von Pappeln gesäumte Loire sowie das in weiten Schwüngen unmerklich gen Himmel stei-

gende umliegende Land vor sich hat, einen Geschützturm, der der Garnison zur Aufbewahrung des Pulvers dient. Dort wohnte Ruggieri, der Astrologe von Henri III. Auf dem Vorplatz hing Wäsche. Die Leinen, an denen die Hemden des Hausmeisters trockneten, liefen im Zickzack in alle Richtungen. Der Wachposten am Tor des Pulverturms hatte sein Gewehr darauf gelegt; schaukelnd balancierte er es darauf und ließ spielerisch die Feder der Trommel schnalzen, während er auf Ablösung wartete.

Berühmte Gäste haben hinter diesen Mauern geschlafen: Valentina de Milano, Elisabeth von Bayern, Anne de Bretagne, Charles VIII, Louis XII, François I, Claude de France, Henri III, Caterina und Maria de Medici, und die Guise, die dort ihr Blut ließen. An dieser Stelle ist es geflossen – vergeblich sucht es das Auge immer noch auf diesen Brettern, samt den Pflaumen aus Damaskus, die Balafre mit den Worten: »wer möchte welche?« in den Gardesaal warf. Die Treppe, auf der er ins Schlafzimmer des Königs hinunterstieg, hat man zugemauert. Es ist nichts mehr zu sehen, und doch schaut man hin.

Nachdem es der Hochzeit des Duc d'Alencon mit Marguerite d'Anjou, der von Henri IV mit Marguerite de Valois und den blutigen Tragödien der Guises Raum geboten hatte, stand das Château de Blois anderen Schicksalen offen. Maria de Medici wurde dort gefangen genommen und floh durch das Fenster, das einem gezeit wird. 1716 wohnte hier Marie-Casimir von Polen; 1814, nach der Eroberung von Paris, suchte Marie-Louise hier Zuflucht, und heute rauchen hier die Infanteristen ihre Pfeife und reißen lose Witze. Das Blut ist gewaschen, der Klang der Sarabanden und Menuette ist zusammen mit dem Lachen der Pagen und dem Rauschen der Schleppkleider verflogen. Was bleibt von dem, was die Geschichte davon weiß? und von allem, was sie nicht weiß! Was noch spannender zu erfahren wäre und was man die alten Tä-

felungen, die stummen Porträts, die einen anblicken, und die gähnend leeren Gräber fragt: ein Geheimnis, das sie für sich behalten und sich in ihrer Einsamkeit zuflüstern. Wie das Meer ist die Geschichte schön, weil sie ausradiert, die kommende Welle löscht auf dem Sand die Spur der verebten: man sagt sich nur, dass es welche gab und dass es weitere geben wird: vielleicht ist das ihre ganze Poesie und ihre Lehre?

Am nächsten Tag besichtigten wir eine noch ruinösere Ruine: ich spreche von Chambord. Nachdem wir uns in dem umliegenden öden Landstrich verlaufen hatten, langten wir schließlich über einen langen, sandigen Weg inmitten eines dürrtigen Waldes dort an: Besitz eines Rentiers in Geldnöten, der vorzeitig die Bäume fällt. Das Schloss hat weder Garten noch Park, nicht den kleinsten Strauch, rundum keine einzige Blume. Es präsentiert seine Fassade vor einem großen Platz mit schütterem Gras, unter dem ein kleiner Fluss fließt. Als wir hineingingen, begann ein Hund zu bellen. Der Regen rauschte herab, das Wasser rann über die Dächer und lief in die zerbrochenen Fenster. Man bat uns in die Wohnung des Wächters, und während wir darauf warteten, dass sein Hausmädchen, das die Pförtnerin ersetzt, aus der Messe zurückkehrte, gingen wir die Gästeliste durch. Sie ist voller legitimistischer Klagen: Jeremiaden über den Herrn des Hauses; Wünsche nach der Rückkehr des erhabenen Exilierten etc. Ein gewisser Abbé Sam ... Geistlicher der Pfarrei von ***, hat folgenden großartigen Vers geschrieben:

On peut être boiteux sans cesser d'être droit.

Ein kühnerer Namenloser hat diese Variante hinzugefügt:

On peut être exilé sans cesser d'être roi.